



**SIMONE  
WEINMANN**

**IM WINTERSCHLAF  
BESUCHE  
ICH DEN MARS**

**ROMAN**

**ecco**

ojo

**SIMONE WEINMANN**  
**IM WINTERSCHLAF**  
**BESUCHE ICH**  
**DEN MARS**  
**ROMAN**

Ecco

Die Autorin dankt der Fachstelle Kultur  
des Kantons Zürich für den Werkbeitrag

Zitiert im Buch:

Noelle Kocot: »Sappho to Erinna«, in 4. Copyright © 2001 by Noelle  
Kocot. Abdruck mit Genehmigung von The Permissions Company, LLC,  
im Auftrag von Four Way Books, fourwaybooks.com

[www.eccoverlag.de](http://www.eccoverlag.de)

1. Auflage 2026

Originalausgabe

© 2026 Ecco Verlag in der

Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH

Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg

[produktsicherheit@harpercollins.de](mailto:produktsicherheit@harpercollins.de)

Gesetzt aus der Scala

von GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung von GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7530-0143-2

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training  
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich  
verboten. Die Rechte der Urheberin und des Verlags bleiben davon unberührt.*

Come. It's morning.

Let me brush the stars

From your hair.

Noelle Kocot

Als ich das erste Mal erwache, zeigt das Wanddisplay den 15. Dezember an. Meine Glieder schmerzen. Ich stelle die Beine auf, bewege die Arme und spreize die Finger, die sich an den Spitzen taub anfühlen. Auf dem Display erscheinen Bilder, die ich im Sommer ausgewählt habe. Der Ozean von oben, darauf ein winziges Kreuzfahrtschiff. Ein Bergsee, in dem sich eine gelbe Dämmerung spiegelt. Ich löse die Sensoren von meinem Hals und setze mich auf. Schwarze Punkte tanzen vor meinen Augen. Als sie verschwunden sind, erhebe ich mich mit steifem Rücken, muss mich an der Kommode festhalten, um nicht hinzufallen.

Die Wohnung ist dunkel und eisig. Ich ziehe mir eine Faserpelzjacke über, wickle mir einen dicken Schal um den Hals. Mit pochendem Kopf und unsicheren Schritten gehe ich zu Theo ins Zimmer. Er liegt da wie tot, sein Atem unnatürlich langsam, seine Haut kalt und grau. Auf dem Display pulsiert der kleine grüne Punkt, der anzeigt, dass alles in Ordnung ist.

Erst dann gehe ich ins Bad und setze mich auf die Toilette. Es dauert, bis die Blase leer ist. Mein Hals brennt, ich trinke drei Gläser Wasser im Stehen vor dem Waschbecken, ohne das Wasser vorher die empfohlenen zehn Minuten laufen zu lassen. Es schmeckt nach Metall. Das Rückenweh wird stärker, mit dem vierten Glas spüle ich zwei Schmerztabletten herunter. Ich gehe in die Küche, öffne den Vorratschrank, reiße eine der weiß-blauen Packungen auf und esse einen Proteinriegel, dann noch einen. Sie schmecken nach Schokolade, Kokosnuss und etwas Künstlichem. Beim dritten wird mir übel, ich lege den angebissenen Riegel auf die Anrichte.

Ich schaue aus dem Fenster. Die Dämmerung zieht auf, die Straße vor dem Haus liegt in tiefem Schatten, leer gefegt. Im Hochhaus schräg gegenüber sehe ich weit oben ein einzelnes beleuchtetes Fenster, vielleicht jemand anderes, der eben erwacht ist. Auf unserem Fensterbrett liegt eine feine Staubschicht. Ich wische sie nicht weg.

Eingeschlafen bin ich am 23. Oktober. Ich war so müde, dass ich beim Abendessen den Teller Lasagne fortschieben musste, um den Kopf auf den Tisch zu legen. Schon am Tag zuvor hatte ich kaum Appetit gehabt. Theo erzählte von seiner Arbeit, seine Worte flogen immer schneller an mir vorbei. Er spürte da noch nichts von der Müdigkeit, meistens kommt sie bei ihm später als bei mir. Als ich ein letztes Mal zu mir kam, lag ich im Bett, auf der harten Spezialmatratze, die unbequem ist, aber langfristig besser für den Rücken. Theo hatte mich hingetragen und die Sensoren an meinen

Hals geklebt, die Systeme hochgefahren. Er lächelte mich an, als ich mich aufrichtete, um noch ein Glas Wasser zu trinken. Dann legte er sich zu mir, warm angezogen, und hielt meine Hand. Das Zimmer war schon auf 10 Grad heruntergekühlt. Wie immer war es seltsam, seine heiße Haut zu spüren, seinen jagenden Herzschlag. Ich bemühte mich, meine Augen eine Weile länger offen zu halten, schaute Theo an, seine wachen, suchenden Pupillen.

Ich stelle mir vor, wie Theo seine Hand sacht aus meinem schlaffen Griff löste, aufstand, sich streckte. Das Geschirr in die Spülmaschine räumte, die Reste von meinem Teller in den Müll kippte oder vielleicht die kalte Lasagne noch aufaß, am Fenster stehend.

Ich setze mich an den Küchentisch und logge mich in den Chat ein. Niemand, den ich kenne, ist wach: Mein Vater, meine Schwester, meine Arbeitskollegen schlafen alle. Sie liegen in den kühlen Häusern und träumen nicht einmal. Hoffentlich kommt auch mein Schlaf bald wieder. Noch bin ich unruhig. Zu gerne würde ich nach draußen gehen und frische Luft auf meiner Haut spüren. Letztes Jahr ist der Nachbar im Stockwerk unter uns auf dem Balkon erfroren, auf dem Liegestuhl, in eine Wolldecke gewickelt, in der Hand eine heruntergebrannte Zigarette. Seine Frau war eine Woche nach ihm erwacht und hatte ihn gefunden. Wir hatten nichts davon mitbekommen, weder ihre Entsetzensschreie noch die Sirenen. Wahrscheinlich hatten die Rettungsfahrzeuge sie gar nicht eingeschaltet. Ich will nicht an den Tod des Nachbarn denken, denn meinem Vater würde ich Ähnliches zutrauen. Dass er im Garten nach

dem Rechten sehen will, einen Baum von der Schneelast befreien oder das Vogelfutter nachfüllen, und sich dann auf eine Bank setzt, um auszuruhen. Immer schimpft er darüber, den Winter zu verpassen und, wenn man die Nächte dazuzählt, fast die Hälfte seines Lebens verschlafen zu müssen.

Am Kühlschrank hängt meine Liste von Anfang Oktober, geschrieben in kleinen, deutlichen Buchstaben. Die Person, die sie verfasst hat, kommt mir fremd vor. *Salznüsse bestellen, Proteinriegel, Wasserflaschen. Alle Systeme updaten, Geräte aufladen, Decken waschen.* Ich kam jeden Abend spät heim von der Arbeit, weil ich vor dem Schlaf zwei große Aufträge abschließen musste. Es irritierte mich, auch noch alles vorbereiten zu müssen, der Winter schien weit weg. Den einen Auftrag habe ich knapp geschafft, beim zweiten hat die Fehlerrechnung gefehlt. Meine Chefin wird sie in der Zwischenzeit erledigt haben.

Ich gehe in der Wohnung herum. Langsam lassen die Rückenschmerzen nach. Ich sehne mich nach einem Teller dampfender Spaghetti, doch der Herd ist aus Sicherheitsgründen abgestellt. Ich überfliege die Nachrichten auf meinem kleinen Handdisplay – Aufstände in Australien, Reaktorunfall in der Karibik, fast nichts aus Europa, Nordamerika und dem nördlichen Asien. Nur ein Erdbeben der Stärke sechs, das in Sibirien viele Leute aus dem Schlaf gerüttelt hat. Die Grenzen bleiben gesichert. Wenn alle schlafen, passiert auch kaum etwas, keine Verbrechen, keine Unfälle. Ich lausche, ob ich etwas höre, die Spülung in einer Nach-

barwohnung, eine Wasserleitung oder gar fernen Motorenlärm. In den Krankenhäusern und Kraftwerken arbeitet eine winzige Belegschaft, Menschen, die Medikamente nehmen dürfen, um wach zu bleiben. Niemand von ihnen scheint in Hörweite unterwegs zu sein, es ist ganz still.

Zwei Tage später schlafe ich wieder ein, eingerollt in meine Decke. Als Letztes sehe ich aus dem Augenwinkel das Pulsieren des grünen Punktes am Wanddisplay. Diesmal überlasse ich mich dem Schlaf ohne Widerstand.

Am 4. Februar ist es noch kälter in der Wohnung. Draußen ein bleierner Morgen, dichter Schnee fällt, während ich langsam zu mir komme. Es dauert Stunden, bis ich ganz verstehe, wo ich bin. Wie es möglich ist, dass nochmals fast zwei Monate vergangen sind, das neue Jahr bereits angebrochen ist, das alte unbemerkt und unbefeuert verstrichen. Als ich von der Toilette zurückkomme, fällt mein Blick auf einen Umschlag neben meiner Matratze, darin wohl eine Karte von Theo, wie er mir auch letztes Jahr eine geschrieben hat. Ein paar Zeilen, in denen er erzählt, was er in seinen Wachzeiten gemacht hat, seine Highscores auflistet und mir Games empfiehlt oder von ihnen abrät. Theo stört die Einsamkeit weniger als mich, er setzt sich neben mich auf den Boden, spielt Computerspiele, auf die er sich schon das ganze Jahr gefreut hat, und isst Chips. Wie schön wäre es, einmal zufällig gleichzeitig mit ihm zu erwachen.

Diesmal ist dafür jemand im Chat. Nina.

|                |                                                                                                             |
|----------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Gestern, 12:33 | <i>Isa! Weißt du noch beim Riverraftern?<br/>Muss immer dran denken ...</i>                                 |
| Gestern, 12:35 | <i>Was von Dad gehört? Ich nur im<br/>Dezember</i>                                                          |
| Gestern, 12:40 | <i>Ich hab was geträumt. Ist das Einbil-<br/>dung? War ein ziemlich langer Traum.<br/>Du kamst auch vor</i> |
| Heute, 8:07    | <i>Hab das Gefühl, du bist wach</i>                                                                         |

Ich rufe Nina sofort an, sie nimmt nicht ab. Wahrscheinlich ist sie wieder eingeschlafen, bevor sie das Display ausschalten konnte. Ich hoffe, dass sie noch Zeit hatte, sich auf ihre Matratze zu legen.

Im Sommer habe ich mir vorgenommen, die Wachphasen ruhig anzugehen, zu meditieren, nicht zu grübeln, angenehme Dinge zu lesen, langsam zu essen. Nicht nach Theo zu schauen, weil es mich nur traurig macht, ihn so daliegen zu sehen. Mich von den Nachrichten fernzuhalten. Es gelingt mir nicht. Ich esse so schnell, dass ich Schluckauf bekomme, ich klicke mich durch die afrikanischen News. Jetzt ist Ninas Icon grau geworden, ihr Display muss sich ausgeschaltet haben. Ich schreibe ihr eine Nachricht. Dass wir uns knapp verpasst haben, dass ich mich ans Riverraftern erinnere. Bevor es losging, mussten wir uns probeweise rücklings vom Boot ins Wasser fallen lassen, ich lachte, als ich in den kalten Fluss eintauchte, seine Wirbel umströmten mich, pressten den Neoprenanzug an meinen Körper. Dann schreibe ich ihr, dass ich ebenfalls nichts von unserem Vater gehört habe. Mir ist in dieser Wachphase

kälter als sonst, ich wickle mir einen zweiten Schal um den Hals.

Theo liegt schief auf seiner Matratze. Ich packe ihn an der Schulter und drehe ihn auf den Rücken, damit er bequemer schläft, spüre die Kälte seines Körpers durch die Kleidung. Seine Haare fühlen sich beim Darüberstreichen seltsam fest an. Vorsichtig halte ich die Hand vor seine Nasenlöcher, bis der feine Hauch mich streift, obwohl ich schon auf dem Display gesehen habe, dass alles in Ordnung ist. Um zu überprüfen, ob die Sensoren noch gut an seiner Haut kleben, ziehe ich ganz leicht an ihnen, sie lösen sich nicht.

Unruhig wandere ich weiter durch die Wohnung. Der weiß gekachelte Boden der Stube, im Sommer angenehm kühl, sieht abweisend aus, wie in einer öffentlichen Toilette oder in einem Schwimmbad. Wie eng diese Wohnung im Winter scheint, unser kleines, von uns selbst eingerichtetes Gefängnis. Das Rot des Sofas hatte ich dunkler in Erinnerung, vielleicht bleicht es allmählich aus. Es war das erste Möbelstück, das wir zusammen gekauft haben.

Zurück in meinem Zimmer setze ich mich auf die Matratze und scrolle auf meinem Handdisplay durch die Meditationen, die ich im Herbst heruntergeladen habe. *Der ruhige Atem*, *Die Ichlosigkeit*, *Die sieben Punkte*. Ich bringe es nicht über mich, eine davon einzuschalten. Auch die bunten Cover der Bücher, die ich das Jahr hindurch sorgfältig zusammengetragen habe, immerhin zehn, sehen stumpf aus. Ich will keine Liebesgeschichte lesen, keinen Roman über eine Flugpionierin. Die junge Frau auf dem Titelbild

schaut mutig nach oben, mit flatterndem Halstuch und einer auf die Stirn geschobenen Fliegerbrille. Im Sommer hätte ich das Buch gern gelesen, ich habe es mir extra für den Winterschlaf aufgespart. Seitdem sich keiner mehr eine Flugzeugreise leisten kann, sind Geschichten über die Anfänge der Fliegerei beliebt. Warum, leuchtet mir im Moment nicht mehr ein. Ich nehme wieder Theos Karte in die Hand, ich will sie nicht lesen, will ihm nicht antworten.

Lieber würde ich die Wohnungstür öffnen, die Treppe hinuntersteigen, die Haustür aufstoßen und durch die Straßen gehen, bis ich einen anderen Menschen treffe, wen auch immer. Mit ihm reden, ihm lachend an den Oberarm greifen, weil er etwas Lustiges sagt, ihn umarmen, verstohlen seinen Geruch einatmen. Stattdessen klebe ich die Sensoren wieder an meinen Hals.

Das Wanddisplay blinkt rot. 37,2 Grad steht auf der Anzeige. Mein Puls ist auf 65. Eine Nachricht erscheint. *Sensoren austauschen*. Hastig suche ich in der Schublade nach den Ersatzsensoren und befestige sie. Meine Körpertemperatur ist unverändert, der Puls jetzt auf 80.

»Das kann nicht stimmen«, sage ich zum Display. Vielleicht habe ich leichtes Fieber. Ich fasse mir an die Stirn, sie kommt mir warm vor. Ich weiß nicht, wie ich mir ohne Kontakt mit der Außenwelt eine Infektion zugezogen haben könnte. Schnell klicke ich auf *Diagnostik*. Die Antwort kommt sofort.

*Bitte Medcenter kontaktieren.*

Mir wird heiß. Ich blicke auf die Anzeige. 37,3.

Ich wische über das Display, scrolle mich durch eine Liste großer und kleiner Katastrophen. Stromausfälle, Krankheiten, Zahnschmerzen. Da ist es. Erhöhte Temperatur und erhöhter Puls mitten im Winter ohne weitere Symptome weisen in den meisten Fällen auf ein *vorzeitiges Erwachen* hin. Ich lache auf. Das kann doch nicht stimmen. Trotzdem lese ich weiter.

Offenbar sind 0,015 Prozent der Bevölkerung betroffen. Ihr Winterschlaf endet deutlich zu früh, also vor Mitte März. Bei manchen schon im Dezember. Grund dafür sei ein Problem beim Ablesen eines bestimmten Abschnitts im künstlichen DNA-Vektor, der mit dem Taktgeber der Zelle interagiert. Die für den Winterschlaf nötige Drosselung der Hormonproduktion werde vorzeitig unterbrochen, worauf Temperatur und Puls in den Normbereich anstiegen. Nach den üblichen Beschwichtigungen, dass man sich keine Sorgen machen solle, wird dringend empfohlen, sich bei Verdacht auf vorzeitiges Erwachen unverzüglich zu melden. Es gebe eigens für solche Fälle eingerichtete Hotels, wo man in gut beheizten Räumlichkeiten bis Mitte März verweilen könne. Man solle nicht zu Hause bleiben, weil es für Körper und Psyche ungesund sei, länger als ein paar Tage allein in der Kälte der Wohnhäuser auszuharren. *Denken Sie daran, dass es Ihren Angehörigen schaden kann, wenn sie von Ihnen gestört werden. Bedenken Sie auch, dass Ihnen die Vorräte ausgehen werden und dass der staatliche Lieferdienst Ihre Lage nicht als begründeten Notfall einstufen wird. Einbruchdiebstähle während des Winters*

*werden gemäß Strafgesetz Art. 139 §5 mit bis zu 20 Jahren Gefängnis bestraft.*

Und wieder erscheint die Anzeige *Medcenter kontaktieren*. Ich tippe auf *OK*, und sofort startet der Upload meiner Daten, ich klicke *Abbrechen*.

Sie werden mich dazu zwingen, die Wohnung zu verlassen. Meine Sehnsucht nach Gesellschaft ist verfliegen. Ich will in Theos Nähe schlafen, nicht mit Unbekannten Zeit totschiagen. Wer weiß, was für Menschen in diesem Hotel herumhängen. Geistesranke, Menschen, die selbst gemischte Drogen genommen haben, um den Schlaf abzuwehren, oder die so manisch sind, dass nicht einmal der Winterschlaf ihren übersteigerten Antrieb drosseln kann. Leute, die nicht aufhören zu reden.

Ich überprüfe meine Temperatur immer wieder, sie sinkt nicht, und ich kann selbst in der Nacht nur ein paar Stunden schlafen. Ich schreibe Chatnachrichten an Nina und meinen Vater. Niemand antwortet. Vielleicht kann ich wenigstens warten, bis Theo das nächste Mal erwacht. Er hätte den Befund an meiner Stelle bestimmt ohne nachzudenken gemeldet.

Als ich auf dem Sofa liege und mich unkonzentriert durch die Schulzeit der Flugpionierin scrolle, in der sie Flugzeuge in ihre Hefte malt, statt Schönschreiben zu lernen, ertönt ein durchdringendes Läuten. Unsere Türklingel. Ich springe auf und gehe zum Fenster. Auf der Straße parkt ein gelb-weiß gestreiftes Auto mit dem Logo des Medcenters. Natürlich hätte ich mir denken können, dass der halbe Upload schon gereicht hat, um sie zu alarmieren.

Es klingelt nochmals. Ich könnte so tun, als hätte ich nichts gehört. Wahrscheinlich hätten sie keine Skrupel, die Tür mit dem medizinischen Notcode zu öffnen. Ich drücke auf den Summer. Unten geht die Haustür auf. Eilige Schritte, die nach einer einzelnen Person klingen. Warum diese Hast. Der Lift setzt sich mit einem Ruck in Bewegung, als wären seit seiner letzten Fahrt nicht Monate vergangen, und fährt nach unten. Ich höre Rumoren im Erdgeschoss, das Schließen der Lifttür. Sofort startet der Aufzug wieder.

Momente später tritt ein Mann in einem weißen Kittel heraus, mittelalt, kleiner als ich, mit lichtem Haar. Er zuckt zusammen, als er mich im Gang stehen sieht. »Dr. Weber, Medcenter«, sagt er und zeigt mir einen Ausweis, eine Plastikkarte mit seinem verschwommenen Bild darauf. Ich trete zur Seite, und er geht an mir vorbei, hinein in unser Wohnzimmer. Ich rieche seinen Arztgeruch, ein bisschen Desinfektionsmittel, ein schwaches Aftershave, Seife, frischen Schweiß. Seine Schuhsohlen knirschen auf den Bodenplatten, der steife Stoff seiner weißen Hosen raschelt.

»Kann ich die vollständigen Daten haben?«, fragt er.

Ich zeige ihm, wo das Schlafzimmer ist. Er verbindet sein Gerät mit meinem Wanddisplay. Etwa eine Minute lang klickt er sich durch Messwerte und Kurven, als wäre ich nicht hier. Ich stehe hinter ihm, sehe die Bewegung seiner Schulterblätter unter dem Arztkittel. Schließlich dreht er sich zu mir.

»Bitte kurz stillhalten«, sagt er, und schon hält er mir den Scanner auf den Brustkorb, fährt anschließend damit über meine Stirn. Dann schaut er mir in die Ohren.

»Eindeutig vorzeitiges Erwachen. Wie im Lehrbuch«, sagt er.

»Warum?«, frage ich.

»Das weiß man nicht«, antwortet er. »In der Regel eine einmalige Geschichte. Nur wenn es nächstes Jahr wieder auftritt, müssen wir das genauer abklären. Bitte schnell den Finger hinhalten.«

Er pikst mir mit einem kleinen Gerät in den Zeigefinger, blickt auf den Bildschirm. Seine Diagnose scheint sich zu bestätigen, er nickt und packt das Gerät weg.

Ich zögere. »Hat es etwas mit – meiner Vorgeschichte zu tun?«

Der Arzt schaut mich irritiert an, dann wird sein Blick weicher. »Mit dem Unfall? Nein, da besteht kein Zusammenhang.«

Während ich packe, steht der Arzt am Fenster und schaut nach draußen. Ich werfe einen Blick auf die laminierte Liste, die er mir in die Hand gedrückt hat. Warme Kleider, Pyjama, Unterwäsche und Socken, alles für sieben Tage, eine Waschmaschine gebe es im Haus. Ich lege Theos Karte in den Rollkoffer, packe die elektrische Zahnbürste ins Necessaire, das Handdisplay in die Seitentasche. Hoffentlich vergesse ich nichts Wichtiges. Sechs Wochen wird mein Aufenthalt dauern. In der Zeit wird Theo bestimmt noch einmal erwachen, und als Erstes wird er eine aufgezeichnete Nachricht vom Amt hören, das sei Standard, sagt der Arzt, damit er mich nicht überall sucht und gar auf die Straße rennt.

Ich öffne den Schrank und nehme die schwarze Daunenjacke vom Bügel. Ich habe sie nur ein einziges Mal getragen,

im Laden, wo ich sofort anfang zu schwitzen, ich habe mich nicht einmal im Spiegel angeschaut. Sie war stark heruntergesetzt. Ihr Innenfutter ist glatt, der Reißverschluss laut.

Zuletzt schaue ich zu Theo ins Zimmer, er rührt sich nicht, der grüne Punkt pulsiert. Leise schließe ich die Tür wieder.

Draußen liegt zentimeterhoch Schnee auf dem Weg. Wir gehen über die Fußspuren des Arztes zum Auto, das er mitten auf der Straße stehen gelassen hat. Es ist so still, wie es im Sommer nie ist, auch nicht mitten in der Nacht. Kein Motorenlärm, keine Schritte, nicht einmal ein fernes Husten. Die Luft ist angenehm kalt auf meinem Gesicht. Während der Arzt seine Geräte im Kofferraum verstaut, schaue ich an der Fassade unseres Hauses hoch. Fast überall sind die Vorhänge zugezogen, bei einigen auch die Rollläden heruntergelassen. Nirgends brennt Licht. Das Haus sieht verlassen aus, wie nach einer Evakuierung. Ich finde das Fenster von Theos Zimmer mit den halb geöffneten Rollläden. Der Arzt schließt den Kofferraum.

Das Auto fährt uns im Kriechtempo durch den Schnee, der Arzt sitzt schweigend auf dem Fahrersitz, mit verschränkten Armen. Ich würde ihn gern fragen, was er diesen Winter alles gesehen hat. Wie es ist, als einer von wenigen über Hunderttausende Schlafende zu wachen. Ich räuspere mich, suche nach Worten, aber er wendet den Kopf nicht zu mir, schaut nur auf die weiße Straße vor uns, als müsste er die Bewegungen des Autos überwachen.

*Widder* prangt in verblasster Schrift auf der Wand über der Eingangstür des Hotels. Dr. Weber zieht einen Badge

über die Türklinke und tritt ein, ich folge ihm. Die kleine Lobby ist leer, die Empfangstheke unbesetzt. Der Arzt geht um sie herum, tippt auf ein Display. Wie er dort im weißen Kittel am Empfang steht, kommt es mir vor, als meldete ich mich in einem Krankenhaus an, wie damals vor der OP. In der Lobby stehen vier niedrige dunkle Ledersessel, die aussehen, als könnte man nie mehr aufstehen, wenn man sich einmal hineingesetzt hat. Davor ein Couchtisch mit einer einzelnen zerlesenen Zeitschrift. An der Wand hängt die Schwarz-Weiß-Fotografie einer Eisenbahnbrücke, unter ihr ein Fluss. Der Arzt gibt mir einen Badge und eine abgegriffene Broschüre in die Hand. *Willkommen* steht darauf. Zimmer 17, Erdgeschoss.

»Viel Glück«, sagt der Arzt und nickt mir zu. Die Tür schließt sich hinter ihm mit einem gedämpften Seufzen. Auf dem Parkplatz bleibt er stehen, wie um durchzuatmen, dann steigt er ins Auto und fährt davon.

Mein Rollkoffer macht auf dem Plattenboden der Lobby ein ratterndes Geräusch, das jäh verstummt, als ich den hellgrauen Teppich im Korridor erreiche. Auch hier eine Reihe schwarz-weißer Fotos an der Wand, von Hochhäusern, einer weißen Holzkirche, einem ausladenden Baum. Es riecht nach Staub und Reinigungsmitteln. Aus einem Zimmer weiter vorn im Gang dringt dumpfe Filmmusik. Ein aufgeregtes Gespräch, dann Schüsse. Die Musik schwillt an, wird rhythmischer.

Ich ziehe den Badge über den Türkopf, und die Tür entriegelt sich mit einem leisen Piepsen. Ich stoße sie auf. Das Zimmer ist geräumig, aber dunkel, möbliert mit einem

Doppelbett, einem Schrank und einem Pult mit Stuhl am Fenster. Ich ziehe die Vorhänge auf, es nützt nicht viel. Der Himmel ist bedeckt, die Sonne inzwischen untergegangen. Vor dem Fenster befindet sich ein großer Innenhof, darin ein Müllcontainer, ein altes Bettgestell. Gegenüber die Wand eines anderen Hauses mit wenigen Fenstern, vielleicht eine Lagerhalle. Ich schalte die altmodische Pultlampe ein, sie ist heller als erwartet, ihr Licht warm.

Im Koffer suche ich nach Theos Karte und lege sie neben die Broschüre aufs Pult, sodass das Licht der Lampe auf sie fällt. Langsam räume ich meine Kleider in den Schrank, der nach Leim riecht.

Mein Magen zieht sich vor Hunger zusammen, noch bevor ich merke, dass sich der Leimgeruch mit etwas anderem vermischt hat: dem Duft von Tomatensauce. Es ist schon sechs. Ichbürste mir die Haare und folge dem Geruch zur Lobby. Hinter einer angelehnten Tür klappert es wie von einem Servierwagen, der über eine Schwelle fährt.

## II.

»Du bist dann wohl die Neue«, sagt die Frau, ohne zu lächeln. Sie hat kinnlange dunkle Haare mit grauen Strähnen und sitzt allein am Tisch. Zwei ausgeprägte Furchen führen von ihren Nasenflügeln zu den Mundwinkeln. Der Saal ist fast leer bis auf den langen, mit weißem Tuch bespannten Tisch, auf dem mehrere Gedecke liegen. Die Frau mustert mich durch ihre randlose Brille. Sie schaut mich an, als nähme sie mir etwas übel, als wäre ich zu spät. Für einen Moment überkommt mich der Wunsch, umzukehren, ohne ein Wort zu sagen, zurück ins Zimmer zu gehen, mich aufs Bett fallen zu lassen. Doch ich bin hungrig. Ich setze mich ihr schräg gegenüber, falte die Serviette auf.

Die Frau scheint das Interesse an mir verloren zu haben und liest etwas auf ihrem Display, ich sehe mich um. Etwa dreißig Gäste könnten in dem Saal essen, wenn überall Tische stünden. Auch hier hängen Fotografien, diesmal farbige. Eine unscharfe Aufnahme von einem sich drehenden Kettenkarussell, eine menschenleere Achterbahn vor milchig blauem Himmel, ein Löwe, der im Zirkuszelt durch

einen brennenden Reifen springt. Vermutlich nicht von derselben Person ausgewählt wie die Fotografien im Gang.

Eine Tür schwingt auf, und eine Frau in einer rosa Bluse schiebt einen Wagen in den Raum, darauf metallene Behälter, Flaschen mit Mineralwasser und zwei Körbe mit Brot.

»Haben Sie Unverträglichkeiten?«, fragt sie mich. Sie ist jünger als ich und sieht kränklich aus, ihr Gesicht aufgequollen, die Augen gerötet.

Ich schüttele den Kopf.

»Gut.«

Hinter der Tür zur Lobby höre ich eine raue Stimme, die lauter wird. Zwei Männer betreten den Raum, der eine übergroß und dünn, er muss mindestens zwei Meter lang sein. Er hat den Kopf leicht eingezogen und nickt uns zu. Der kleinere Mann erklärt ihm, es sei ein taktischer Fehler gewesen, dieses eine Bataillon vorauszuschicken, besonders bei der extremen Kälte. Aus seinen Worten erschließt sich mir nicht, ob er eine Dokumentation über eine wirkliche Schlacht gesehen hat oder ob es um ein Computerspiel geht. Sein linkes Lid hängt halb über das Auge.

Die beiden Männer setzen sich nicht direkt neben die Frau, sondern lassen zwei Gedecke Abstand. Der Kleinere erzählt immer noch von Krieg, Haubitzen, Panzersperren. Der große Mann legt schweigend und mit abrupten Bewegungen seine Serviette auf die Knie.

Ich wende mich wieder der Frau mit den dunklen Haaren zu, sie liest weiter und beachtet mich nicht. Ich hätte auch etwas zu lesen mitnehmen sollen. Mit den Händen streiche ich über meine Serviette. Der Stoff ist weiß und dick, als

hätten sie bei diesem einen Detail keine Abstriche machen wollen. Vielleicht träumte der Besitzer des Hotels von einem Vier- oder Fünfsternehotel, nicht in der Stadt, sondern an einem See, weit entfernt von hier.

»Der Große heißt Martin«, sagt die Frau plötzlich. »Er ist Professor, ich kann mich nie erinnern, wofür. Adam entwirft Maschinen.«

»Und du?«, frage ich.

»Alice. Physiotherapeutin«, sagt sie. »In einer Schulterklinik.«

»Mir tun die Schultern auch oft weh«, antworte ich. Wahrscheinlich ist es das, was jeder sagt, dem sie von ihrem Beruf erzählt.

»Das sehe ich.«

Unwillkürlich setze ich mich gerader hin und versuche meine Schulterblätter etwas zueinander und nach unten zu schieben, wie damals im Pilateskurs, den sie mir nach der Reha bezahlt haben.

»Dann sind die Panzer im Eis eingebrochen«, sagt der Mann mit dem hängenden Lid kopfschüttelnd.

»Redet er immer von solchen Dingen?«, frage ich Alice leise.

»Adam? Weiß nicht. Ich achte nicht so auf den.«

Eine junge Frau kommt herein, lässt sich Alice gegenüber auf den Stuhl fallen. Sie hat lange helle Haare und einen verschleierten Blick.

»Es hat nichts genützt«, sagt sie. »Sie wollten es mir nicht geben.«

»Na großartig«, sagt Alice.

Die Frau in der rosa Bluse schöpft ohne zu fragen einen Berg Spaghetti mit Tomatensauce auf meinen Teller. Von Nahem riechen sie noch besser. Mit schnellen Bewegungen füllt sie auch die Teller von Alice und der jungen Frau, die beiden Männer haben bereits angefangen zu essen.

»Warten wir nicht auf die anderen?«, frage ich und streue mit einem schweren Löffel Parmesan auf meine Spaghetti. Ich zähle die übrigen Gedecke. Es sind drei. Also sind wir insgesamt acht.

»Die anderen haben wir noch nie gesehen, ich weiß nicht, warum Leonie immer den Tisch für sie deckt«, erklärt die junge Frau mit halb vollem Mund. »Keine Ahnung, ob die wirklich existieren. Sie hat auch wieder den Pfeffer vergessen.«

»Alle hier haben eine Macke«, sagt Alice.

Die junge Frau schaut Alice an. Ist sie beleidigt? Oder versucht sie ihr mit dem Blick etwas mitzuteilen, das ich nicht wissen soll? Wortlos platziert Leonie einen großen Pfefferstreuer auf dem Tisch, die junge Frau greift danach.

Die Spaghetti sind schon nicht mehr so heiß, wie ich sie mag. Ich habe keine Lust zu fragen, wie die Frau mit den verschleierten Augen heißt. Sie und Alice essen schweigend, ich habe das Gefühl, dass zwischen ihnen ein Einvernehmen herrscht. Dass sie sich unterhalten würden, wenn ich nicht mithören könnte.

Zurück im Hotelzimmer umschließt mich die Einsamkeit, drückt wie ein Gewicht von allen Seiten gegen mich. Ich muss mich aufs Bett legen und die Decke über mich ziehen,

um sie zu ertragen. Auf dem Display gehe ich durch die Chats. Wacht auf, sage ich in Gedanken zu Theo, zu Nina, zu meinem Vater. Wacht auf wacht auf wacht auf. Ich muss mit euch reden. Dann schreibe ich Nina.

Heute, 21:21            *Es ist schrecklich hier. Ich HASSE es.*

Heute, 21:22            *Ok, ich übertreibe. Ich weiß!*

Ich stelle mir Ninas Antworten vor. Stell dich nicht so an. Es sind eineinhalb Monate. Versuch, das Absurde daran zu sehen. Später kannst du uns davon erzählen. Wobei sie mir in Wahrheit nie so richtig zuhört.

Heute, 21:24            *Alice, Physiotherapeutin*  
                              *Martin, Professor*  
                              *Adam, Maschinenbauer*  
                              *???, die ziemlich abgespact ist*  
                              *Leonie, Hotelangestellte*

Leonie. Ich muss mit ihr sprechen. Das würde mir Nina raten. Leonie wird mir erklären können, wie alles hier funktioniert. Ich lösche die letzte Nachricht an meine Schwester wieder, schiebe die Decke beiseite und stehe auf.

Die meisten Lichter in der Rezeption sind aus, nur ein schwacher Schein dringt unter einer Tür hinter dem Empfangspult hindurch. Ich höre leises Tippen. Auf der Theke steht eine Glocke. Ich stelle mir vor, wie Nina mich sanft anschiebt. Ich drücke auf die Glocke, ein helles Klingeln ertönt, und das Tippen bricht ab. Die Tür öffnet sich. Nicht

Leonie erscheint, sondern ein dicklicher Mann mit bleichem, aufgedunsenem Gesicht.

»Ja?«, fragt er mit rauer Stimme.

»Ich bin neu hier«, sage ich. Er verschiebt sein Gewicht von einem Fuß auf den anderen und verzieht den Mund ungeduldig.

»Es ist immer dasselbe«, sagt er und räuspert sich geräuschvoll. »Die Gäste lesen die Broschüre, dann kommen sie und beklagen sich.«

Tatsächlich habe ich die Broschüre völlig vergessen. »Tut mir leid, ich habe sie nicht –«

»Sie dürfen wirklich nicht raus. Nein, Sie dürfen Ihre Familie nicht besuchen, auch wenn Ihre Mama erwacht, Geburtstag hat und sich freuen würde. Der Menüplan ist tatsächlich fix und wiederholt sich jede Woche, es geht organisatorisch nicht anders, wir nehmen keine Wünsche entgegen. Davon kriegen Sie keine Mangelerscheinungen. Ohne ärztliche Verordnung gibt es keinen Therapeuten zum Reden, wir können aber jederzeit einen Arzt bestellen, wenn ein triftiger Grund vorliegt. Noch Fragen?«

Ich schaue ihn an. Nichts von all dem überrascht mich. Es ist klar, dass wir nicht hinausdürfen und dass die Mittel auch hier beschränkt sind. Trotzdem könnte er freundlicher sein. Immerhin ist das hier ein Hotel, wenn auch ein schlechtes.

»Frühstück gibt es von sechs bis acht Uhr dreißig«, sagt er. Er sieht müde aus. Vielleicht sind es nur er und Leonie, die hier arbeiten, kochen, putzen, Fragen beantworten.

Ich nicke.

Auf dem Weg zurück ins Zimmer entdecke ich eine angelehnte Tür und dahinter eine Kammer mit einem Marmortisch und zwei der gleichen tiefen Sessel, wie sie in der Lobby stehen. An der Wand ein Getränkeautomat. Ich ziehe meinen Badge über den Sensor, und tatsächlich, der Automat erwacht zum Leben. Ich bestelle mir eine heiße Schokolade und lausche dem Gurgeln und Summen im Innern der Maschine, während sich der Becher langsam füllt.